

**Zeitschrift:** Jahrbuch / Zürcher Unterländer Museumsverein  
**Herausgeber:** Zürcher Unterländer Museumsverein  
**Band:** 40 (2018-2019)

**Artikel:** Aus der Guggach-Hofchronik : Niederweningen 1780-1915  
**Autor:** Meier-Bollinger, Vreni  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1095830>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.05.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Vorwort

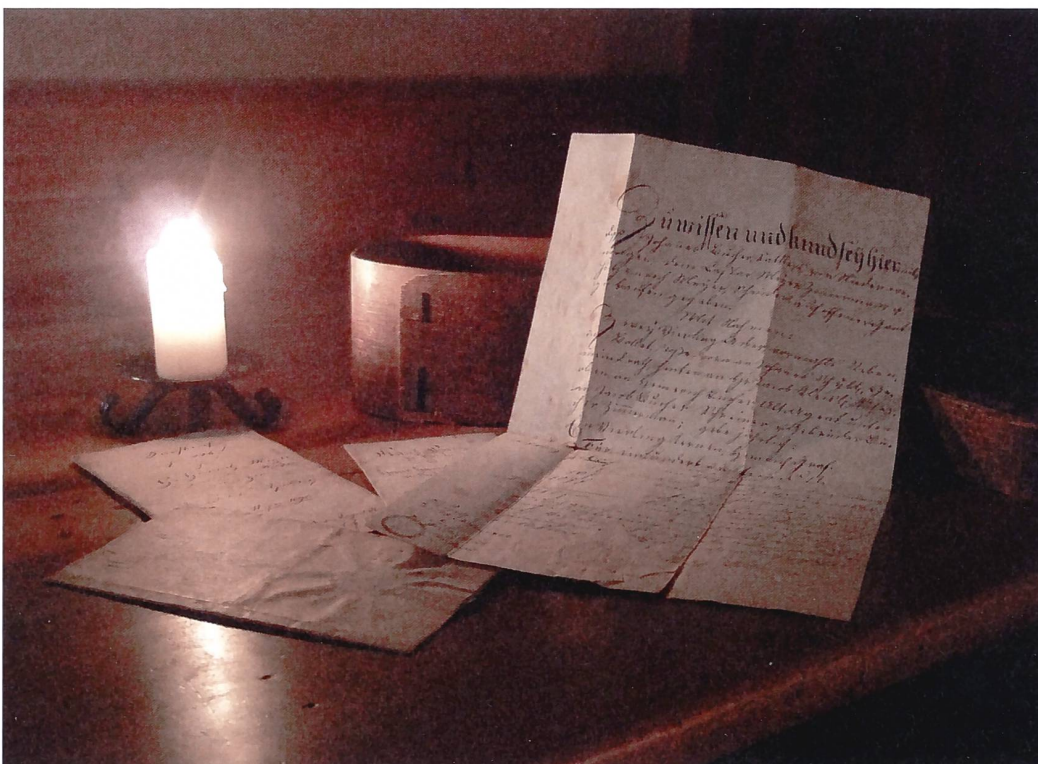
Für unsere Kinder und weitere Nachkommen hatten mein Mann und ich schon vor vielen Jahren beschlossen, die Geschichte des Bauernhofes im Guggach aufzuschreiben. Den Anstoss dazu gaben 45 alte Kaufbriefe, der älteste vom 6. April 1827. Im Jahre 1999 ist mein Mann gestorben. Mit ihm ist viel Wissen verloren gegangen. Wir hatten aus Zeitmangel unser Vorhaben «Hofchronik» immer wieder hinausgeschoben. Trotzdem setzte ich mich schliesslich dahinter und versuchte aus den Erzählungen der nun schon verstorbenen älteren Generation ein lesbares Ganzes zu schaffen.

Zuerst ging es darum, Fakten zu sammeln. All die Geburts-, Heirats- und Todesdaten der Personen, welche in den alten Kaufbriefen vorkommen, findet man in den Kirchenbüchern, die zurück bis 1876 im hiesigen Pfarrhaus aufbewahrt werden. Die älteren findet man im Staatsarchiv in Zürich. So sass ich einige Stunden im Pfarrhaus und viele Stunden im Staatsarchiv, um mir die nötigen Informationen zu beschaffen.

Natürlich ist alles in der deutschen Kurrentschrift geschrieben, wie auch die Kaufbriefe, deren Umschreiben recht zeitaufwändig war. Für die Zeit des 19. Jahrhunderts sind sie, neben den Kirchenbüchern, jedoch die einzigen authentischen Zeugnisse über die Vorfahren. In diesen Kaufbriefen lässt sich zwischen den Zeilen einiges über ihr Leben lesen. Besonders aufschlussreich sind die Dokumente im Zusammenhang mit Erbteilung und Hofübergabe. So sind vor allem das Inventar anlässlich des Todes des Hofinhabers und die Rechnung von 1894 – 97 z. Hd. der Vormundschaftsbehörde wahre Fundgruben.

Mithilfe dieser Urkunden und der «Ortsgeschichte von Niederweningen» von Dr. Alfred Häberle sowie geschichtlicher Ereignisse im weiteren Umfeld, versuchte ich den Lebensumständen unserer Vorfahren ein wenig nachzuspüren. Viel Aufschlussreiches fand ich auch in einigen Jahrheften des Zürcher Unterländer Museumsvereins und im Internet.

Vreni Meier-Bollinger,



Von Vreni Meier-Bollinger fotografierte Dokumente (Kaufbrief) und Gegenstände.

# Aus der Guggach-Hofchronik

Und jetzt sitze ich am Computer mit einer grossen Anzahl von Daten und Fakten, die wie trockene Skelette vor mir liegen. Es erscheint mir im Moment ein ziemlich überhebliches Unterfangen, ihnen Knochen, Muskeln, Haut, Haare und Gesichter zu geben, ja sogar Leben einhauchen zu wollen.

Können wir zivilisationsverwöhnten Menschen, die wir so stolz auf unsere technischen Errungenschaften sind, auch nur einigermaßen nachempfinden, wie die Leute um 1800 gelebt und gefühlt haben?

Von den Grossen und Mächtigen dieser Zeit gibt es Biografien jeder Couleur. Aber die einfachen Leute in den Dörfern werden in zeitgenössischen Schriftstücken meistens, falls sie nicht straffällig wurden und in Gerichtsakten erscheinen, nur als Zehnten-Zahler erwähnt oder als Fussvolk vor den häufigen Kriegszügen, danach vielleicht noch als Zahl bei den Toten und Verwundeten.

Zeitgenössische Autoren, welche sich sachkundig mit dem Leben auf dem Lande befassten, sind eher dünn gesät. Zu ihnen gehören Ulrich Bräker (1735 – 1778), natürlich Jeremias Gotthelf (1797 – 1854) und Simon Gfeller (1868 – 1943). Gottfried Keller (1819 – 1890), dessen Vater zwar von Glattfelden stammte, wuchs in der Stadt Zürich auf. Zu jener Zeit war der Graben zwischen dem städtischen Bürgertum und der Landbevölkerung aber sehr gross.

Einen Zeitzeugen, und zudem einen unbestechlichen, gibt es jedoch noch! Es ist zwar nur ein Tisch.

Er steht in meiner Wohnstube und ist schon einiges mehr als 200 Jahre alt. Er war durch all die Jahre das Zentrum des Hauses. An ihm wurde gearbeitet, an ihm wurde gegessen, oft kärglich, vielleicht hin und wieder üppig. An ihm aber wurde auch gesprochen, beraten, verhandelt, geplant, Meinungsverschiedenheiten ausgetragen, Frieden geschlossen, gelacht und getrauert.



Am Tisch, der durch all die Jahre das Zentrum des Hauses war: Vater Emil, Mutter Hedy, Sohn Bruno (1965).

Obwohl aus dauerhaftem Nussbaumholz, haben all die Jahre des Gebrauchtwerdens ihre Spuren an ihm hinterlassen. Vom alten Bauernhaus, wo er wahrscheinlich als ganz neuer Tisch schon gestanden hat, ist er mit meinen Schwiegereltern 1968 umgezogen ins Wohnhaus der neuen Siedlung im Birchwald. Hier stand er nun, schon vor längerer Zeit, zuerst überzogen mit einem geblühten, und als es zerschlissen war, mit einem karierten Wachstuch. Dieses, mit Holzleisten an der Tischkante festgenagelt, hatte ihn besonders pflegeleicht gemacht. Als dann mein Schwiegervater als Letzter der alten Generation starb, ging der Tisch, wie schon oft, an die nächste über.

Wissend, welchen Schatz wir da erhalten hatten, machte ich mich daran, ihm sein früheres Aussehen wieder zu geben. Ich entfernte die aufgenagelten Leisten und das alte Wachstuch. Darunter kam die schöne Nussbaumplatte zum Vorschein.

Durch Holzschwind hatte sie einen fast zentimeterbreiten Spalt bekommen. Ein dunkelbrauner Fleck zeugte von einem vergessenen Glätteisen. An der Kante ist heute noch eine Kerbe zu sehen,

die dem Grossvater meines Mannes als Mass beim Stude-Tröht (Reisigwellen-Drähte) ablängen gedient hatte. Ein nicht gerade fachmännisch angebrachtes Eisenband ersetzt die abgebrochene Schubladenschiene.

Nach gründlicher Reinigung und etwas Anschleifen kam die wunderschöne Holzmaserung des Tischblattes wieder zum Vorschein. Ganz eigenartig hat es mich berührt, als ich auf dessen Unterseite eine dicke, schwarze Schicht entdeckte: Wie viele Kinderhände hatten da über Generationen (Tische putzt man ja meist nur auf der Oberseite!) ihre Spuren hinterlassen?

Es hat mir fast leid getan, sie wegzufegen. Die Fussleisten, von den vielen Füßen, die darauf gescharrt hatten, schon ganz durchgewetzt, sind vor kurzem eingebrochen und mussten repariert werden.

Aber immer noch ist er Mittelpunkt, an dem sich drei Generationen versammeln, mit meinen Enkeln schon die achte seit 1800. Schön wäre es, wenn er erzählen könnte, was sich in all den Jahren um ihn herum zugetragen hat.



Der Tisch aus dauerhaftem Nussbaumholz ist ein Zeitzeuge.

# Ein Sprung 200 Jahre zurück

Da steht nun also dieser Tisch schon seit 1968 in meiner Stube in der landwirtschaftlichen Siedlung Birchwald. Schön wäre es, wenn er erzählen könnte, was sich in all den Jahren vor dem Umzug in seiner Gegenwart zugetragen hat.

Ich erinnere mich, wie der Tisch dagestanden hat an seinem angestammten Platz im alten Bauernhaus im Guggach. Eine einfache Eckbank dahinter, vier Stühle davor. Durch zwei Fenster mit weissen Rüscheenvorhängen fällt das vormittägliche Sonnenlicht leicht gedämpft schräg in den Raum. Zwischen den Fenstern ein alter Spiegel, schon etwas stockfleckig. Darum herum verteilt blicken mich aus kleinen Rahmen Gesichter wahrscheinlich längst Verstorbener an. Sie wirken ernst, ein bisschen angespannt, wegen des Fotografen. Die Bilder sind schon ziemlich vergilbt.

Die Stubenwände und auch die Decke, die teilweise etwas durchhängt, sind aus warmem, leicht wurmstichigem Holztäfer. Und dann in der Ecke der hellgrüne, behäbige Kachelofen. Darüber, auf die Wand gemalt, ein einfaches Landschaftsbild.

Die eine Seite des Ofens reicht durch die Wand in die Nebenkammer, damit auch diese im Winter

etwas beheizt werden kann. Er macht dem Tisch beinahe seine Vorrangstellung streitig, obwohl nur eine einfache Holzbank davor steht.

Meine Gedanken schweifen zu all den Menschen, die über viele Jahrzehnte hier ein- und ausgegangen sind, hier gelebt haben. Auf einmal ist mir, als sei ich nicht mehr allein im Raum. Und wirklich, am Kopfende des Tisches, mit dem Rücken zum Fenster, erscheint zuerst schemenhaft eine Gestalt. Wie wenn ich am Computer die Deckkraft erhöhe, verdichtet sich das Bild. Ein Mann, er ist alt, wirkt etwas müde. Die Arme auf den Tisch gelegt, sitzt er da. Grobe, zerarbeitete Hände, gewöhnt zuzupacken, die Finger leicht gekrümmt, als könnten sie sich nicht mehr ausstrecken. Auf seinem kahlen Schädel spiegelt sich ein Sonnenstrahl. Tiefe Furchen auf der Stirn setzen sich in unzähligen Fältchen um die Augen fort.

Diese schauen mich unter buschigen Augenbrauen hervor lange an. Durch seinen forschenden Blick fühle ich mich irgendwie verunsichert. «Du bist eine der eingehirateten Frauen, nicht wahr? Geh und koch uns etwas!» Ich nicke. Natürlich kann ich ihm etwas kochen. Doch sein Befehlston stört



Um den Tisch an seinem angestammten Platz im alten Bauernhaus im Guggach hingen vergilbte Porträts längst Verstorbener.

mich. Ich stutze. Er hat «uns» gesagt. Meint er nur ihn und mich oder noch weitere Personen?

Er muss meinen fragenden Blick bemerkt haben: «Es werden noch mehr von der Familie kommen. Ich bin der Rudolf.»

Rudolf? Bei den Meiers hat's, soweit ich weiss, nur einen Rudolf gegeben, fährt's mir durch den Kopf. Dass dieser Mann ein Meier ist, ist offensichtlich. Die typische Meier-Schädelform mit dem breiten Hinterkopf, der Mund wie ein Gedankenstrich zwischen Klammern. Und wie er sich so selbstverständlich auf den Platz am Kopfende des Tisches gesetzt hat. Aber der Meyer Rudolf hat vor 250 Jahren gelebt!

Ich bemerke, dass ich immer noch stumm, mit offenem Mund, dastehe. «Und ich bin die Vreni, die Frau vom Johann Emil». Schnell füge ich hinzu: «Vom dritten. Leider ist er 1999 gestorben.»

Der Rudolf nickt: «Soso. Meine erste Frau, die Elisabeth, ist schon im ersten Ehejahr in der Chindbetti gestorben. Ihre Eltern haben den kleinen Heinrich zu sich genommen. Ich habe ja erst acht Jahre später wieder geheiratet, die Verena Bucher.»

Der alte Mann schaut nachdenklich auf seine Hände. Er scheint mich vergessen zu haben. Er ist mir fast ein bisschen unheimlich und ich bin froh, mich in die Küche verziehen zu können. Ich überlege, was innert nützlicher Frist auf dem Tisch stehen könnte. In Kürze etwas für mehrere Esser zu kochen, bin ich gewohnt. Da berate ich mich am besten einmal mit der Kühltruhe im Keller.

Unterwegs werfe ich nochmals einen Blick in die Stube. Zu meinem Erstaunen sitzt eine Frau mittleren Alters neben Rudolf. Ihr Haar leicht gekraust, am Hinterkopf zu einem Knoten gebunden. Sie trägt das früher übliche ärmellose Kleid, darunter das Trachtenhemd mit weissen Puffärmeln. Von solchen Hemden hat es noch eine Schachtel voll in meinem Estrich: Die beim Tragen sichtbaren Ärmel sind aus ziemlich feinem, gebleichtem Leinen, der auf dem Körper getragene Hemdteil aus rauem, grobem Leinenstoff. Puh, das muss gekratzt haben!

«Das ist die Anna, die Frau vom Hans Heinrich, meinem sechsten Sohn. Sie wird mit uns essen», bemerkt Rudolf eher beiläufig. Für mich ist das selbstverständlich, aber irgendwie mopst es mich,



Kachelofen im Guggach in der Ecke, hellgrün und behäbig.

dass Rudolf einfach über mich verfügt. Betont herzlich sage ich deshalb: «Schön, dass du auch hier bist. Ich hoffe, du magst meine Kocherei. Ich bin die Vreni, die Frau deines, wart, das ist ein wenig kompliziert, – deines Ur-Urenkels.» Über ihr anfänglich abweisendes Gesicht huscht ein Lächeln. Vielleicht findet sie die Klärung der Verwandtschaftsgrade ebenso schwierig wie ich.

Ich stelle den Beiden Gläser und Flaschen mit Most und Mineralwasser zur Selbstbedienung auf den Tisch.

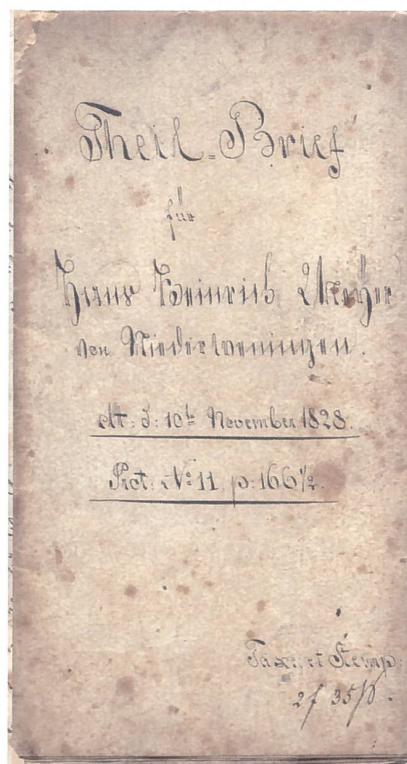
Gerade als ich mich abwende, treten noch zwei Leute ein: Eine ältere Frau, ziemlich abgehärmt, ihre Haare straff nach hinten gekämmt, zu einem Zopf geflochten und diesen als Knoten aufgesteckt. Eine schmale, raue Frauenhand streckt sich mir entgegen: «Ich bin die Anna Barbara, aber man ruft mich eigentlich nur Barbara.» «Und ich bin der Jakob», stammelt der junge Mann, der sie begleitet. Seine schwammige Hand schüttelt ausgiebig die meine. «Und ich bin die Vreni», begrüße ich ihn. Seine Antwort ist ein breites Zahnlückenlachen. Dann zwingt er sich gleich auf die Bank hinter dem Tisch. Das muss sein angestammter Platz sein. «Hast du

auch Hunger, Jakob? Ich geh jetzt kochen.» Er nickt heftig.

Während ich die Kellertreppe hinuntersteige, tauchen die Ahnentafeln der Meiers vor meinem inneren Auge auf. Der Jakob ist mir klar, er ist der Epileptiker, der Sohn vom Gipsmüller Heinrich aus seiner ersten Ehe. Aber die Anna Barbara? Annas und Barbaras hat es etliche gegeben. Doch Anna Barbara? Ja natürlich, das ist die zweite Frau vom Gipsmüller Heinrich, die Stiefmutter vom Jakob und die Schwiegertochter der Anna.

Die Kühltruhe gibt meinen Gedanken eine andere Richtung. Jetzt muss ich entscheiden. Meine Besucher sehen aus, wie wenn sie mehr als nur ein «Nouvelle Cuisine-Häppchen» vertragen könnten. Steaks sind noch in genügender Anzahl vorhanden. Diese mit Schinken, Käse und einer Tomatenscheibe darauf überbacken und dazu Teigwaren und Salat geht ziemlich schnell. Ach ja, sicher möchten sie gerne auch eine Suppe. Von gestern sind drei Omeletten übrig. Daraus gibt's Flädli.

Wieder oben, schnell das vakuumverpackte Fleisch zum Auftauen ins warme Wasser, dann Salat rüsten.



Deckblatt des Theilbriefes (1828).

# Karge Zeiten

Ich denke gerade, eine helfende Hand wäre mir willkommen, da öffnet sich die Türe und Anna kommt zu mir in die Küche. Erschrocken bleibt sie stehen und schaut sich verdattert um. Verständlich! Ihre Küche vor 200 Jahren hat natürlich ganz anders ausgesehen. Sie gibt sich jedoch einen Ruck und bietet mir ihre Hilfe an. Ich bewundere ihren Mut. Ich, in ihrer Situation, wäre wahrscheinlich schleunigst wieder in der Stube verschwunden.

«Au, fein! Könntest du mir den Salat waschen? Da wäre ich froh.» Anna schaut sich suchend um. Ihre Augen bleiben am leeren Eimer unter dem Tisch hängen. Sie nickt befriedigt, nimmt ihn und wendet sich zur Türe. «Lass nur Anna, es hat genügend Wasser hier.» Als ich ihr den Wasserhahn zeige, traut sie sich zuerst gar nicht, daran zu drehen. «Was? Ihr habt einfach einen Brunnen in der Küche?» Sie kann es kaum fassen, dass sogar heisses Wasser heraus kommen kann.

«Da hast du's schon leichter als wir damals. Die vielen Eimer Wasser, welche meine Töchter und ich geschleppt haben! Besonders mühsam war's in den letzten Monaten, wenn ich mit einem Kind ging.» «Nicht wahr, du hast vier Kinder gehabt?» «Ja, viermal musste ich gschweigen, drei Mädchen und den Heinrich. Doch das Anneli ist nicht einmal vier Jahre alt geworden, da hab ich's wieder hergeben müssen. Am 27. Hornig (Februar) ist's gestorben. Es hat mich sehr beelendet. Doch da hab ich mir dann gesagt: „Nun hast du's dem Herrgott wenigstens so rein zurückgeben können, wie du's erhalten hast“, und das hat mich ganz ordentlich getröstet.»

Ich erzähle ihr, dass auch ich zwei zurückgeben musste, bevor sie richtig gelebt hatten. Es gibt Erfahrungen, die über Jahrhunderte hinweg ähnliche Gefühle wecken. «Weisst, Vreni, wir waren ja noch gut dran. Da hat's Familien gegeben, bei denen sind von zehn Kindern nicht einmal die Hälfte älter als jährlig geworden. Manchmal waren's Krankheiten, manchmal der Hunger. Meine Schwägerin Anna, die Frau vom Kaspar, dem Zimmermann, hat von sechsen sogar nur zwei behalten dürfen. Hungerzeiten hatten wir immer wieder. Ich besinne mich, ich war noch ein junges Mädchen, da war's ganz schlimm: Das Jahr 1811 war noch überaus fruchtbar. Vielleicht hat der grosse Kometstern, der in jenem Jahr am Himmel zu sehen war, die guten Ernten gemacht. Dann aber folgten nacheinander sehr schlechte Jahre. 1816 war der nässeste und unfruchtbarste Sommer, so dass wir drei Heufäulnisse erleben mussten. Jede dauerte zwei bis drei Wochen. Alles was wir

ernteten, war schlimm oder sogar ganz verdorben. Anfang und Ende Heumonats (Juli) hat's bis auf die Lägerweid hinunter Schnee gegeben.»

Und dann erzählt mir Anna von der grossen Hungersnot, die weit herum, nicht nur im Wehntal, geherrscht hatte. «Am schlimmsten waren die armen Leute dran, die als Tagelöhner kein oder nur wenig eigenes Land besaßen und alle Lebensmittel kaufen mussten. Aber auch der Mittelstand darbtete, da alle Ernteerträge mager wie noch selten waren. Es wurde bald auch Wucher getrieben. Ein doppeltes Brot kostete nun 1 fl (1 Gulden = 40 Schilling) und 11 Schilling. Zwei Jahre darauf, als wieder bessere Zeiten einkehrten, sank der Preis auf 11 ½ Schilling, was immer noch fast einem Tagesverdienst eines Tagelöhners entsprach.» Schweigend habe ich Anna zugehört. Was hätte ich auch dazu sagen können. Ich habe ja nie etwas Ähnliches erlebt. Überhaupt, wie war das für Anna, als sie sieben Jahre später, 1824, als 31-jährige, den vier Jahre jüngeren Hans Heinrich Meyer geheiratet hat und von Oberweningen ins Guggach zog?

Wie ich im Theilbrief gelesen habe, war das Erbe des 1807 verstorbenen Schwiegervaters Rudolf ja noch nicht unter den sieben Söhnen aufgeteilt. Was auch verständlich ist, denn die politische Lage war zu dieser Zeit recht instabil. Der 1804 von Napoleon eingeführte Code civil (Zivilgesetzbuch), worin auch neu das Erbrecht geregelt wurde, musste erst einmal umgesetzt werden. Die Gnädigen Herren in Zürich hätten sowieso nach dem Sturz Napoleons am liebsten alle Neuerungen wieder rückgängig gemacht. Zudem waren zum Zeitpunkt des Todes des Erblassers alle zehn Kinder aus seiner zweiten Ehe noch minderjährig.

Die Aufteilung unter den sieben Brüdern fand erst 1828 statt. Der Hans Heinrich erhielt 1/7 einer gedoppelten Behausung, Scheune, Stallung im Versicherungswert von 2800 Gulden samt Baum- und Krautgarten (12 a). Dazu erbte er ca. 1 ha Land sowie 1/8 der unverteilteten Gipsmühle. Wie viel das damals im Vergleich zu heute wert war, lässt sich schwer abschätzen, besonders, da es zu der Zeit noch keine einheitliche Währung gab. Um 1820 sollen in der Schweiz noch immer rund 800 Münzsorten in Umlauf gewesen sein.

Für Hans Heinrich war es wahrscheinlich dringend nötig, in seinem Nebenberuf als Schneider noch ein wenig dazu zu verdienen. Ich sage deshalb zu Anna: «Ich kann mir kaum vorstellen, wie es zu der Zeit, als du geheiratet hast, im Guggach war. Das Haus ist ja nicht besonders gross.»

Anna schaut mich erstaunt an: «Also das Guggach-Haus ist, verglichen mit andern, doch recht geräumig, Es hat ja neben Küche und Wohnstube sechs Zimmer und dazu noch einen grossen Keller. Es war schön für mich, dort einzuziehen, da es fast neu war. Ach, das weisst du natürlich nicht! Im Zwanzgi (1820) ist das Wohnhaus nämlich abgebrannt. Aber auch Stall und Scheune waren beschädigt. So hat man fast alles abgerissen und neu gebaut, ein gedoppeltes Wohnhaus und auch die Scheune und den Stall.»

«Aber trotzdem haben nicht alle sieben Brüder gemeinsam dort wohnen können», werfe ich ein. Sie lacht: «Nein, nein. Der Kaspar zum Beispiel, er hat Zimmermann gelernt, war zu der Zeit auf Wanderschaft. Er ist dabei weit herumgekommen. Meine Schwiegereltern haben beide nicht mehr gelebt. 1828 hat der Hans-Heiri sich auskaufen können. Der Jüngste, der Felix, war ja jetzt auch volljährig.»

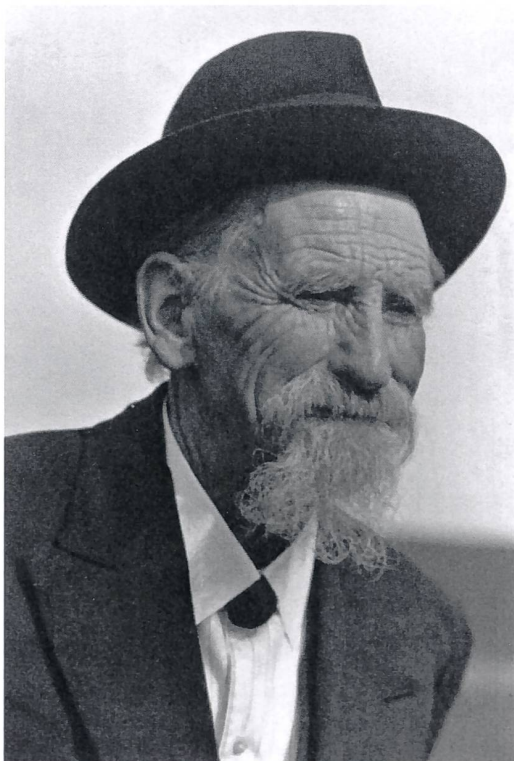
Anna hat inzwischen den Salat gewaschen und meint: «Soll ich dir das Gemüse da gleich kochen?» Ich schaue sie einen Moment erstaunt an: «Äh, das – das koch ich eigentlich nicht. Wir essen den Salat roh.» Das Erstaunen ist jetzt auf Annas Seite. Wir schauen uns an und fangen beide an zu lachen. Ich bin froh, dass sie sich durch ihre Unkenntnis all der Neuerungen nicht in Verlegenheit bringen lässt.

Als wir in die Stube zum Tischdecken kommen, führt gerade Rudolf das Wort: «Jaja, als wir die Franzosensoldaten hier hatten, das war eine harte Zeit». Hinter

dem Tisch tönt's von Jakob: «Päng-päng-päng, schiessen, päng – tot! Hast du auch geschossen?». Er strahlt mit leuchtenden Augen seinen Urgrossvater an. «Sei doch still. Der Urgrossvater hat niemanden totgeschossen», versucht ihn Anna Barbara mit gedämpfter Stimme am Weitersprechen zu hindern. Doch Jakob fährt stur weiter mit päng-päng-päng. Erst das Tischdecken lenkt ihn ab. Eifrig hilft er Gabeln, Löffel und Messer zu verteilen. Nachdem die Suppe geschöpft ist, hört man zuerst nur Löffelklappern. Zwar werden die Flädli etwas misstrauisch herum geschoben, finden jedoch bald den Weg, für den sie gedacht waren.

Anna und ich sind gerade dabei den Hauptgang aufzutragen, als noch ein fünfter Gast daherkommt. Wüsste ich es nicht besser, ich hielte ihn für meinen Schwiegervater. Der gleiche Gang, dieselbe Körperhaltung, aber ja klar: Vater Emil trug nicht diesen schütterten Bocksbart. Der Mann, der da vor mir steht, scheint geradewegs den vergilbten Fotos, welche ich kürzlich sortiert habe, entstiegen zu sein. Es kann nur Johann Emil der Erste sein. «Johann Emil, ich bin die Vreni, sozusagen deine Schwiegerkeltochter», stelle ich mich vor. Er betrachtet mich etwas misstrauisch von oben bis unten.

«Soso, dem Hansli seine Frau bist du. Euch hat's hier im Guggach nicht mehr gepasst, und ihr habt im Birchwald neu gebaut. Bin ich froh, dass ich das nicht mehr hab miterleben müssen!», sagt er und setzt sich neben Anna Barbara, seine Mutter, an den Tisch.



Johann Emil Meier (1869–1948), von einem Reporter des «Gelben Hefts» fotografiert.

Jetzt mischt sich Rudolf ein: «Du tönst wie mein Vater selig. Der fand meine Gipsmühle auch neumodisches Zeugs. Wenn ich die 1795 nicht am Riedenbach bei der Brücke beim Bolet gebaut hätte, würde das Dachwasser vom Guggachhaus noch immer rundherum auf fremden Boden laufen. All die Fuhren von Gips und Mergel, die wir nicht selber brauchten und darum verkaufen konnten bis ins Zürcher Oberland, nach Uster, ja sogar Pfäffikon und Hinwil, haben doch ganz schön Bargeld eingebracht, jawohl. Erst dadurch konnten wir einige Jucherten Land zukaufen. Zu der Zeit hatte es fünf Gipsmühlen in Niederweningen. Je eine gehörte zur Murzeln- und zur Ebnimühle, die dritte dem Tavernenwirt. Diese stand etwas oberhalb der Sägerei. Im Widum betrieben der Heinrich und der Jakob Kleisli die vierte. Unsere am Riedenbach war die fünfte.»

Johann Emil grummelt etwas vor sich hin. Er, wie auch die übrigen Gäste, wenden sich ihren Tellern zu, die ich in der Zwischenzeit gefüllt habe. «Ihr habt jetzt im Sommer gemetzget?», fragt Rudolf mit tadelndem Unterton. «Dafür ist es doch viel zu warm!» «Nein, was denkst du. Das Fleisch ist aus der Kühltruhe. Gefroren hält es sich ganz schön lange frisch.»

Abgelenkt durch das Essen auf seinem Teller fragt Rudolf nicht weiter. Mein Blick fällt auf Johann Emil. Dieser lacht schadenfroh in sich hinein. Im Gegensatz zu Rudolf hat er schon davon gehört, dass man Nahrungsmittel einfrieren kann. Was ist eigentlich

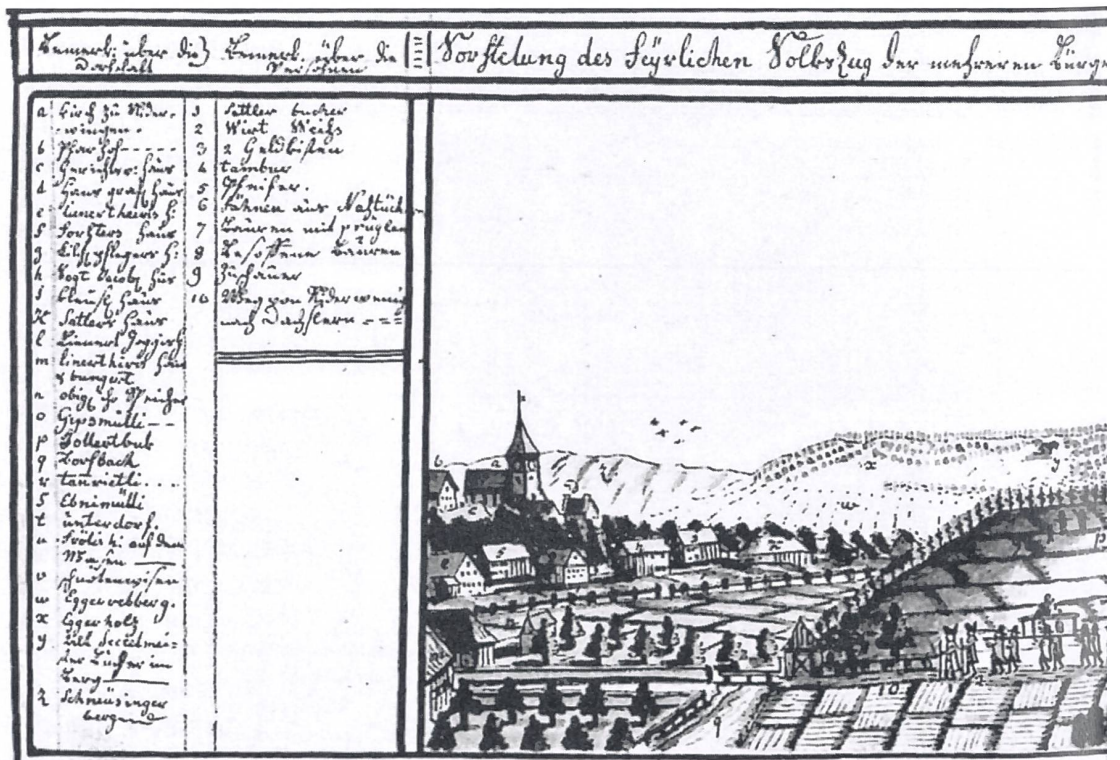
Wissen? Mit all meinem heutigen Wissen wäre ich vor 200 Jahren ebenso verloren gewesen, wie Rudolf in der Jetztzeit.

Gerade schabst Rudolf vorsichtig die Tomatenscheibe vom Käse auf dem Fleisch: «Was ist das für ein eigenartiges Geschlabber? Pflaumen tut man doch nicht auf den Käse!»

Wieder ist es an mir, der Tischrunde zu erklären, dass das Tomaten seien und eben auch zu dem «neumodischen Zeugs» gehörten. Etwas zaghaft erkundigt sich Anna, auf die Nudeln deutend: «Sind das Wasserspatzen (Spätzli)?» «Ja, so etwas Ähnliches.» Bin ich froh, dass ich keine Hörnli gekocht habe. Wie hätte ich das Loch darin erklären sollen?

Johann Emil schiebt angewidert den Salat an den Tellerrand: «Diesen Salat kannst du den Säuen geben. Den kann ich nicht beissen. Meine Schwiegertochter, die Hedy, hat ihn mir immer ein bisschen gekocht.» Von Rohkost ist keiner begeistert. Das Fleisch und die Teigwaren finden jedoch eifrigen Zuspruch. Der Einzige, der alles, auch Tomaten und Salat, mit Heiss-hunger mampft, ist Jakob. Als ich ihn frage, ob er noch ein Fleischstück wolle, strahlt er übers ganze Gesicht und streckt mir sofort seinen Teller entgegen.

«Jakob, du hast genug. Zweimal Fleisch nehmen ist nicht anständig», weist ihn Barbara flüsternd zurecht. Enttäuscht zieht Jakob seinen Teller zurück, wendet sich aber sofort seinem Urgrossvater zu: «Grossvater, erzähl doch noch mehr von den Franzosen!»



# Unter fremder Obrigkeit

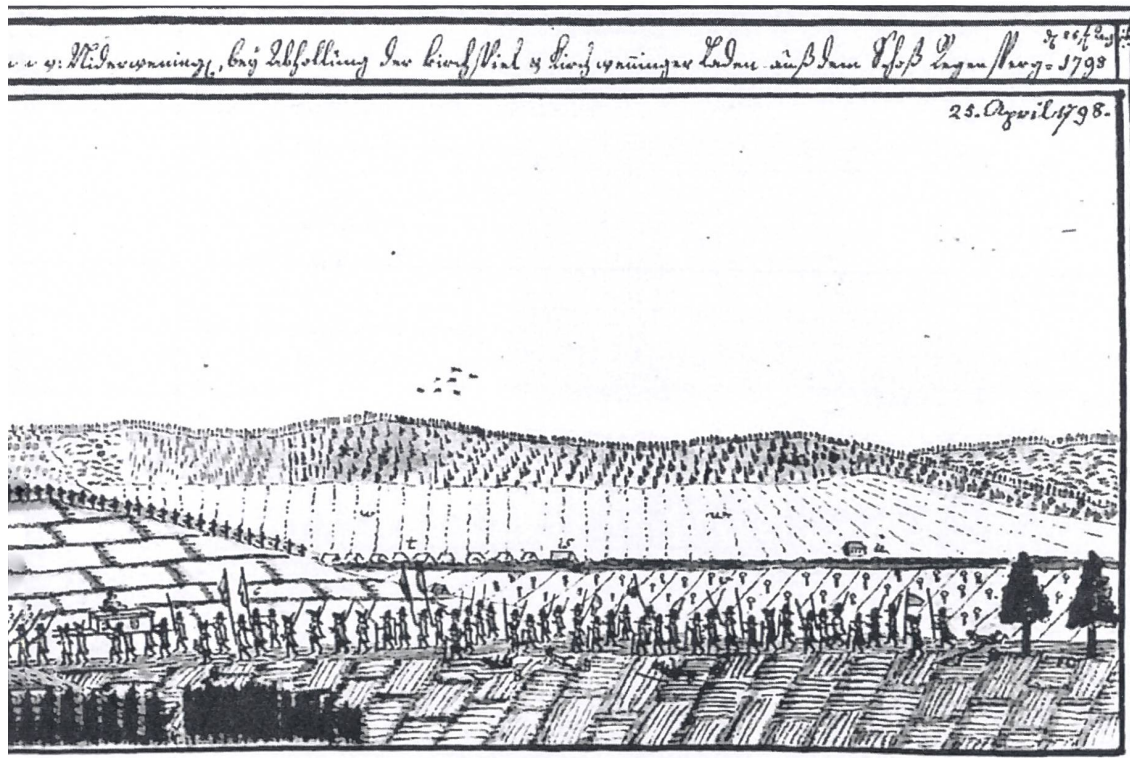
Rudolf schwenkt bereitwillig auf das Thema Franzosen ein. Hier fühlt er sich sicher gegenüber den andern und kann aus unmittelbar Erlebtem berichten. «Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie das damals war. Endlich hatte die Obrigkeit in Zürich gemerkt, was es geschlagen hatte und verkündete am 5. Horner 1798 die Gleichheit zwischen Stadt und Land. Aber einen Monat drauf sind die Franzosen schon in Bern einmarschiert. Am 13. März hat man dann den Einheitsstaat ausgerufen mit Aufhebung der Zehnten und Zinsen, und am 29. haben wir in der Kirche der Einheitsverfassung zugestimmt. Wir gehörten nun zur ‚einen unteilbaren helvetischen Republik‘.»

«Dann musstet ihr also keine Zinsen und Zehnten mehr bezahlen?», wirft Johann Emil ein. «Das haben wir auch geglaubt. Aber so gleitig ist es damit nicht gegangen. Wenigstens konnten wir den Niederweningen Anteil am Amtsgut auf der Burg oben holen. Das war ein Fest! Es war am 25. April im achtundneunzgi. Mit zwei Fuhrwerken holten wir die beiden Truhen voll Silbergeschirr von der Landvogtei oben und geleiteten sie in einem Festzug durchs ganze Wehntal hinunter und hinauf zur Niederwe-

ninger Kirche. Es gab freien Most und Wein bei den Wirtschaften. Manche von unsern Bauern lagen schon in Schleinikon besoffen neben der Strasse.»

Johann Emil unterbricht Rudolf: «Wie mir mein Vater erzählt hat, ist das Fest dann doch nicht so glücklich ausgegangen.» «Ja, das stimmt schon. Das war aber nicht unser Fehler. Die auf der Landvogtei haben wahrscheinlich Bescheid gewusst und waren froh, die Truhen los zu sein, bevor die Franzosen anrückten. Nicht dass wir sie etwa für den Verlust noch behaftet hätten.» Mit vor lauter Zuhören roten Ohren fragt Jakob: «Habt ihr die Schatztruhen denn nicht behalten dürfen?» Rudolf tut einen tiefen Seufzer: «Der Tag darauf, der 26. April, war der ewig trauervolle Tag. Die Franzosen sind gekommen. Von Baden herauf sind sie gezogen mit ihrem ganzen Tross. Die haben nicht lange gefackelt und die beiden Truhen aus dem Kirchturm geholt und mitgenommen.»

Mich würde interessieren, auf welchen Wegen eine der Schatztruhen ins Zürcher Unterländer Heimatmuseum nach Oberweningen zurückgefunden hat. «Wir mussten noch einen Freiheitsbaum aufrichten und hätten Freiheit, Gleichheit, Brüder-



Seiten 13 und 14: Originalzeichnungen Transport Schatztruhen. Dr. A. Häberle, «Niederweningen von den Anfängen bis zur Gegenwart» (1992).

lichkeit feiern sollen. Natürlich war es uns nicht so ums Feiern und zudem hatten wir ja noch genug vom Tag zuvor. Die Franzosen sind bald weiter talaufwärts gezogen. Vielerorts wurden sie begeistert begrüßt. Die Süniker haben sogar eine Linde gepflanzt und darum herum getanzt.» «Jaja, die Süniker Linde», bestätigt Johann Emil. «Ich war, glaub ich, neunundzwanzig, da haben die Süniker ein Fest gefeiert, weil die Linde 100 Jahre alt war.»

«So alt ist die schon!». Ein bisschen unwillig wegen der Unterbrechung fährt Rudolf fort: «Dazumal gefielen die aufgerichteten Freiheitsbäume nicht allen. An verschiedenen Orten wurden sie in der Nacht umgesägt. In Wettingen soll einer, den sie den krummen Schneider nannten, einen Zettel dran geheftet haben, wo drauf stand: ‚Das ist ein Freiheitsbaum als Gotterbarm, jetzt kommt de Rich und frisst de Arm. Druf holt de Tüfel de Rich, dänn sind alli wieder gliich.‘ Im Brachmonat sind die Franzmänner dann in Zürich einmarschiert. Ha, von denen haben sie den Staatsschatz auch mitlaufen lassen.»

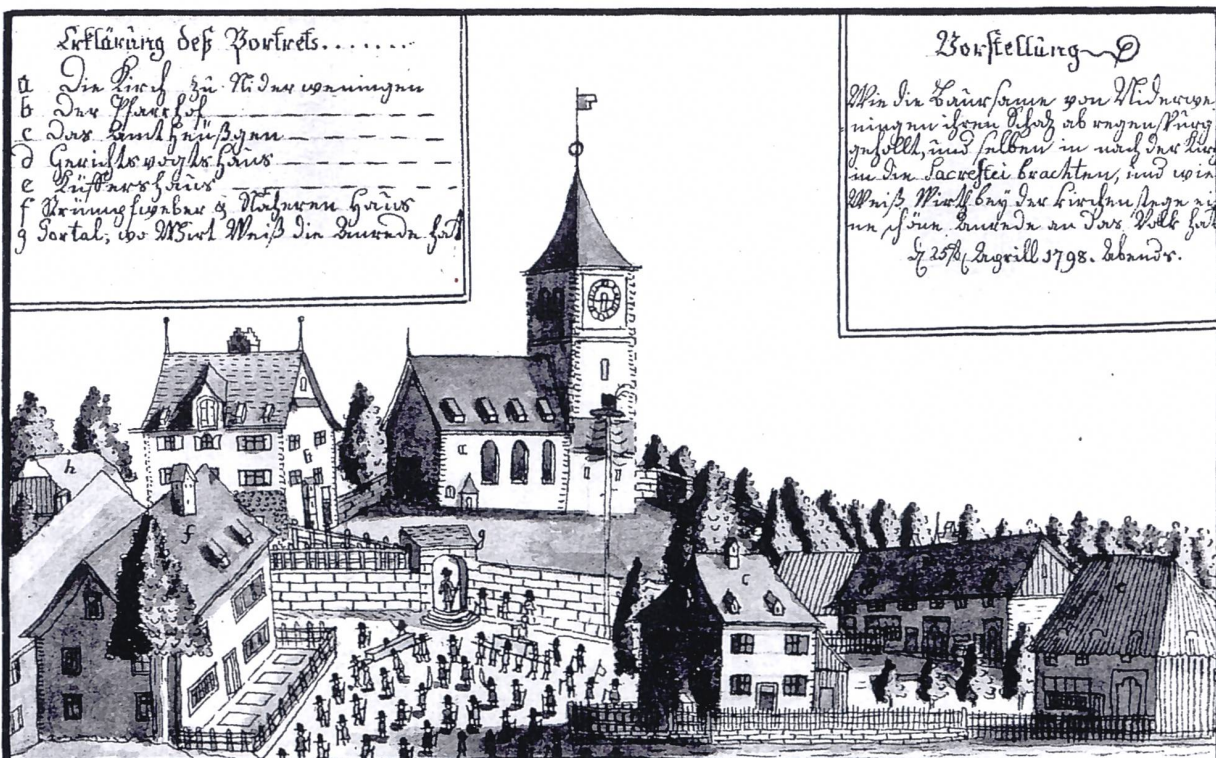
«Und ihr seid wenigstens die Franzosen los geworden», ergänzt Johann Emil. «Schön wär's gewesen»,

mischt sich Anna jetzt ein. «Im Herbst sind sie wieder gekommen und über den ganzen Winter geblieben, auch bei uns in Oberweningen. Ich war da ja erst sechs, aber ich erinnere mich, dass unsere Mutter uns Mädchen immer hereingerufen hat, wenn die Franzosen auf den Hof kamen, um Heu und Hafer oder anderes zu requirieren.

Das Requirieren war überhaupt eine schlimme Sache. Was sie verlangten, musste man hergeben, auch wenn's danach nicht mehr fürs eigene Vieh reichte. Murrte man, sagten sie: ‚Dann gib uns doch die Kuh und das Kalb, so habt ihr genug Futter für den Rest eures Viehs.‘ Die Kartoffeln stahlen sie uns nachts grad ab dem Acker. Auch Korn für Brot mussten wir den Franzosen geben, dass für uns nichts mehr blieb. Wir durften froh sein, wenn's jeden Tag für einen Teller Habermus reichte. Ich kann mich nur erinnern, dass ich dauernd Hunger hatte.»

«Habt ihr denn nie gemetzget? Dann hättet ihr Fleisch gehabt», macht sich Jakob bemerkbar.

«Oh, Jakob, du kannst dir gar nicht ausdenken, wie schlimm es war. Natürlich haben wir auch das Schwein abliefern müssen.» Anna seufzt tief.



Während Annas Erzählung hat Rudolf nur hin und wieder bestätigend mit dem Kopf genickt und fährt jetzt fort: «Es war wirklich überall ein Elend. Doch noch schlimmer wurde es im Jahr darauf. Die andern Länder von Europa haben sich nämlich verbündet gegen die Franzosen, mit denen sie schon länger Krach hatten. Ich weiss nicht mehr, wer alles bei dem Bündnis war. Auf alle Fälle die Österreicher, die Russen und die Türken. Die Truppen vom österreichischen Kaiser haben im Sommer 99 die Franzmänner aus Zürich vertrieben und kamen dann ins Wehntal. Was die Diebereien anbelangt, so hatten die Kaiserlichen weder den Franzosen noch den Russen etwas vorzuhalten. Die Russen lösten nämlich im Heumonats die Österreicher ab.»

«Die Russen waren ganz gschpässige Männer», wirft Anna ein. «Vor allem die Berittenen, die Kosaken. Reiten konnten sie wie die Teufel, und am Abend am Feuer haben sie ganz verrückte Tänze getanzt.» Anna schüttelt den Kopf: «Also vor denen hab ich wirklich Angst gehabt.»

«Ja, ihnen konnte man nicht über den Weg trauen, aber nicht nur den Russen», nimmt Rudolf das

Gespräch wieder auf. «Nachdem die Franzosen die Verbündeten bei der 2. Schlacht von Zürich im Herbstmonat 99 in die Flucht geschlagen hatten, sind sie wieder ins Wehntal gekommen. Wir mussten mit unsern Stieren Fuhren für sie machen bis nach Basel und in die Innerschweiz, dabei hätten wir zu Hause genug Arbeit gehabt.

Nachdem sie uns den ganzen Winter über kahlgefressen hatten, quartierten sie im Heumonats 1800 nochmals 87 Pferde bei uns im Dorf ein. Täglich waren pro Tier 15 Pfund Heu zu geben. Da blieb für unser Vieh nicht mehr viel übrig. Im Juli kamen dann erst noch kranke Militärpferde dazu, die wir auffüttern und gesundpflegen mussten.

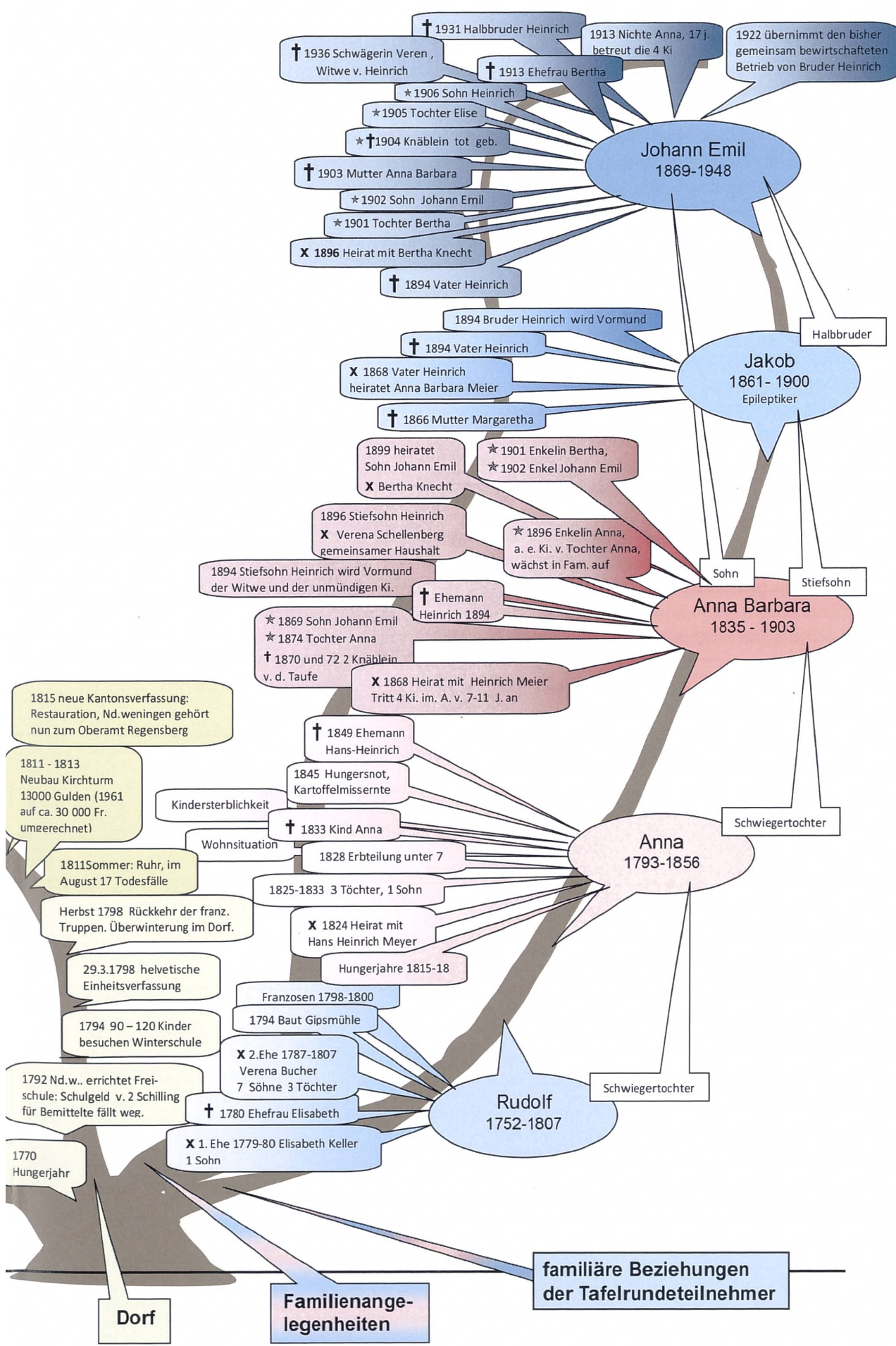
Am meisten hat mich geärgert, dass man sich auf keinen Fall wehren durfte. Überhaupt, die ganze Revolution hat nicht viel gebracht. Als die französischen Truppen 1802 abgezogen waren, haben sich die Regierungen in allen Kantonen noch lange herumgestritten und haben versucht, das alte Regime wieder einzuführen. Uns auf dem Land ist es nicht besser gegangen als vorher, jawohl.»

Rudolf schaut jetzt schweigend auf seine knorrigten Hände und auch sonst sagt niemand ein Wort.



Freiheitslinde von Sünikon, 1999 dem Sturm Lothar zum Opfer gefallen.





# Viel Neues im 19. Jahrhundert

Ich räume die leergegessenen Teller ab, frage, wer noch etwas trinken möchte, schenke ein und füge hinzu: «Oder mag jemand eine Tasse Kaffee?» Mein Schwiegergrossvater Emil nickt sofort und auch Barbara sagt leise: «Ja, gerne», und begleitet mich in die Küche. Ich setze Wasser auf. Barbara beobachtet mich aufmerksam: «Das wird jetzt heiss? Du musst kein Feuer machen?» «Ja, das funktioniert mit Elektrizität.» «Davon habe ich schon gehört. In Zürich haben sie elektrische Strassenlampen, die geben sehr hell, sagt man. Wir sind schon froh, dass wir seit den 1860er Jahren Petrollampen haben und nicht mehr das stinkende Hanf- und Leinöl brauchen. Mit der Elektrizität kann man jetzt auch kochen?» «Ja, und ein Vorteil ist, dass es nicht mehr russt und raucht, falls man nicht die Milch überlaufen oder die Suppe anbrennen lässt.»

Ich setze den Filter auf den Kaffeekrug und fülle Kaffeepulver ein. Barbara schaut kritisch: «Hast du Zichorien- oder Eichelkaffee?» Natürlich! Zu ihrer Zeit war Bohnenkaffee für gewöhnliche Leute fast unerschwinglich. Tante Elise, mit Jahrgang 1905, die Schwester meines Schwiegervaters, hat erzählt, dass sie jeweils Wegluegerewurzeln, also Zichorien,

gesammelt hatten, um den Bohnenkaffee mindestens zu strecken. Ich erkläre Barbara, der Bohnenkaffee sei mit der Zeit viel billiger geworden und werde jetzt überall getrunken.

Welche Welten zwischen Barbaras und meiner Zeit liegen – und doch sind es nur 100 Jahre! Damals gab es ja auch keine Filter, geschweige denn Kaffeemaschinen. Das Kaffeepulver wurde einfach im Wasser aufgeköcht. Der Kaffee war überhaupt erst anfangs des 19. Jahrhunderts aufgekommen und verdrängte die übliche Morgen- und Abend-suppe.

Wie wir mit dem Kaffee in die Stube kommen, hat das Gesprächsthema gewechselt. Der alte Rudolf sagt: «In die Schule gehen war nicht immer schön. Das ewige Buchstabenlernen und den Katechismus auswendig hersagen war meistens recht langweilig. Aber in dieser Zeit mussten wir nicht zu Hause arbeiten. Es gab noch genug Tage, wo uns der Vater nicht gehen liess, weil's dringendere Arbeit auf dem Feld gab.»

«In den 1830er Jahren war das nicht mehr so leicht möglich,» wirft seine Schwiegertochter Anna ein. «Da kam das neue Schulgesetz und der Herr



Foto 1910: Primarschulhaus erbaut 1844, Lehrerehepaare Heinrich Meier und Melchior Brändli. Strassenbeleuchtung mit Petrollaterne, der Dorfbach, dessen Bachbett bis 1828 auch Strasse war, fliesst eingedämmt neben der Strasse. Im Schulhaus war ab 1850 auch das Gemeindegefängnis sowie ab 1884 das Postbüro.

Pfarrer Hirzel hat angefangen, häufig Schulbesuche zu machen. So konnte man die Kinder nicht mehr einfach zu Hause behalten, wenn's viel Arbeit gab. Wenigstens hatten alle im Frühling fürs Rebwerk drei Wochen frei. Dann nochmals drei Wochen im Heuet, drei beim Kornschneiden, zwei im Emdet, zwei beim Herdöpflet und eine Woche beim Einheimsen und Mosten des Obstes.»

«Gell Vater, du bist noch zum alten Wirth in die Schule gegangen?» «Ja natürlich, der Vater Wirth. Der konnte selber nicht viel mehr als das ABC. Sein Sohn, der Heinrich, nur ein bisschen älter als ich, übernahm nach seinem Vater die Schule. Er war schon besser. Zu ihm sind meine Kinder gegangen, auch dein Mann, der Hans Heinrich. Bei ihm haben sie zudem Rechnen gelernt.»

Sogar Barbara beteiligt sich nun am Gespräch: «Auch unser Lehrer war ein Wirth. Der hiess Hans Jakob Wirth. Ihm hat das Unterrichten nicht gepasst. Dabei hatten wir seit dem Vierundvierzgi ein schönes neues Schulhaus. Das Schulegeben hat er halt einfach vom Vater übernommen. Meistens befahl er uns bei Schulbeginn Buchstaben zu malen oder auswendig zu lernen und hat uns dann allein

gelassen. Wenn er zurückkam, schimpfte er herum oder verteilte gar Tatzen (Schläge mit einem Stock auf die Handfläche), weil wir zu wenig gelernt hatten. Damit war die Schule für diesen Tag aus. Ich war, glaube ich, in der sechsten Klasse, als er eines Tages ganz verschwunden ist. Er sei, ohne sich bei der Gemeinde abzumelden, nach Amerika gefahren.»

Meine Gedanken schweifen ab. Klar, das war die Zeit, als viele sich von einer Auswanderung nach Amerika ein besseres Leben versprochen, denn Mitte des 19. Jahrhunderts herrschte weit herum eine bedrückende Armut. Noch vergrössert wurde die Not durch die aus Amerika eingeschleppte Kraut- und Knollenfäule der Kartoffeln. Zu jener Zeit war die Kartoffel eines der wichtigsten und billigsten Grundnahrungsmittel. Bei einem durchschnittlichen Tageslohn von 50 Rappen bis zu einem Franken waren Brot (17 Rappen / Pfund) und Reis (20 Rappen / Pfund) vergleichsweise teuer, daneben war ein Pfund Kartoffeln bereits ab 2-3 Rappen erhältlich. So war diese in vielen Regionen das Hauptnahrungsmittel.



Bahnhof Baden 1850.

Die grosse Anzahl armer Leute belastete die Gemeindegassen sehr. Ich erinnere mich, wie mein Schwiegervater erzählte, dass Niederweningen im Birch Holz fällen liess, um mit dem daraus gelösten Geld armengemässigen Leuten die Ausreise nach Amerika zu finanzieren. Am 4. April 1854 machten sich 86 Personen, davon 32 Kinder unter 14 Jahren, auf den Weg nach der neuen Welt. Für die Gemeinde war natürlich von Vorteil, dass mit dem Wegzug der verarmten Familien die Armenunterstützung wegfiel.

Eigentlich hätte der Schulpfleger Jakob Wirth «Müllerülis» die Auswanderer bis Le Havre begleiten sollen. Wegen der hohen Kosten von fast 200 Franken liess man die Leute aber ohne Begleitung ziehen. Heute liest man nur eine lange Reihe von Namen auf der Auswandererliste (Meier waren übrigens keine dabei). Aber hinter jedem dieser Namen steht ein Schicksal, eine Lebensgeschichte. Wie viele haben wohl in Übersee ein glücklicheres Dasein gefunden? Ja, wie viele von ihnen haben überhaupt ihr Ziel erreicht?

Von meinem gedanklichen Amerikaausflug wendet sich meine Aufmerksamkeit wieder den Gästen

zu. Das Gespräch dreht sich um den Schulhausbau, den Anna und Barbara beide miterlebt haben. Schon 1666 wurde in Niederweningen das erste Schulhaus gebaut, nachdem neun Jahre lang im Merki-Schöpfli neben der ehemaligen Milchhütte Schule gehalten worden war. 1800 verkaufte die Gemeinde das baufällig gewordene Schulhaus dem Schulmeister Wirth. Einem Grossbrand 1820, ausgehend vom Haus Schütz (hinter dem heutigen Gemeinschaftshof), fielen sechs Wohnhäuser zum Opfer, darunter auch das Schulhaus. Weil das Haus Merki nach der Katastrophe am schnellsten wieder bewohnbar war, wurde dort Schule gehalten, bis das Schulhaus erneut bezogen werden konnte.

1840 beschloss die Gemeinde, ein neues Schulhaus mit zwei Lehrerwohnungen zu bauen. Trotz eines Staatsbeitrages von 1844 Gulden mussten die Bürger Frondienst leisten. Anna erinnert sich lebhaft, wie anstrengend der Transport der Steine aus dem Steinloch am Lägern zum Bauplatz war: «Zum Glück hatten wir seit 1828 eine rechte Strasse durchs Dorf hinunter, nicht wie vorher nur das Dorfbachbett. Trotzdem war es für unsere Männer oft gefährlich, die schweren Steine im Winter auf den Schlit-



Dreispannige Postkutsche von Niederweningen nach Zürich.

ten von der Lägern ins Tal zu fahren. Zudem litten die Schlitten und Werkzeuge sehr durch die starke Beanspruchung. Mein Schwager Hans, dein Vater, Barbara, hatte in seiner Wagnerie alle Hände voll zu tun, die beschädigten Gerätschaften zu flicken.»

«Ja, er war zu der Zeit oft grantig, wenn er bis spät nachts in der Werkstatt arbeiten musste, weil die Sachen am Morgen wieder gebraucht wurden. Doch das neue Schulhaus ist wirklich schön geworden. Oben waren zwei Lehrerwohnungen und unten zwei grosse, helle Schulzimmer. Das war ja auch nötig bei mehr als 100 Schülern. Zur Einweihung am 1. Dez. 1844 gab es ein grosses Fest mit Musik und Tanz.»

«In der Schule hat sich schon einiges verändert seit meiner Schulzeit», sinniert Anna. «Seit 1851 gibt es eine Arbeitsschule für die Mädchen, wo sie nähen und stricken lernen. Auch Turnstunden für die Buben wurden eingeführt. Zudem wird fast jedes Jahr eine Schulreise gemacht.» Auf der Stirn von Rudolf vertiefen sich die Falten. Er sagt zwar nichts, schüttelt nur missbilligend den Kopf. Sicher hält er diese Neuerungen nur für Zeit- und Geldverschwendung. Barbaras Gesicht wird von einem

Lächeln erhellt: «Oh ja, die Schulreisen waren wirklich schön. Einmal ist man sogar, ich war leider schon aus der Schule, nach Baden gewandert und von dort mit der Eisenbahn nach Zürich und weiter bis nach Rapperswil gefahren.»

«So ist es dir ergangen wie mir», sagt Johann Emil. «1883 war in Zürich die erste Landesausstellung und es gab eine Schulreise dorthin. Ich war sehr enttäuscht, weil ich ja im Jahr zuvor mit der Schule fertig geworden war. Doch mein Vater fand, diese Ausstellung müsse man gesehen haben und ist mit meinem Bruder Heinrich und mir extra hingefahren. Meinen Vater interessierten vor allem die landwirtschaftlichen Maschinen, hatte doch der Johann Bucher aus der Murzlen mit seinen Fabrikaten an der Landesausstellung eine Silbermedaille erhalten. Für mich war aber das Eisenbahnfahren wichtiger. Seit 1891 fährt die Bahn bis zu uns nach Niederweningen. Am Tag der Einweihung, am 12. August, gab es ein grosses Fest. Übrigens hatten im Jahr zuvor die Arbeiter in einer Materialgrube versteinerte Knochen von elefantenähnlichen Tieren gefunden, von sogenannten Mammuts. Die seien jetzt im Museum in Zürich. Ohne die Eisenbahn hätte man



Endstation der Nordostbahn vor 1900:  
Das Bahnhofgebäude in Niederweningen.

die gar nicht entdeckt.»

Anna schüttelt den Kopf. Von Mammuts scheint sie nicht viel zu halten und auch die Eisenbahn ist ihr ungeheuer: «Nein, Eisenbahn gefahren bin ich nie. Die fährt mir zu schnell. Als aber im Frühling 1842 das erste Mal eine dreispännige Postkutsche zweimal in der Woche nach Zürich fuhr, hat der Heinrich, mein Mann, gesagt: ‚Mit der fahren wir zwei auch einmal.‘ Es hat dann aber noch drei Jahre gedauert. Da sagt er an einem Abend: ‚Morgen ist Freitag, um fünf fährt die Post nach Zürich. Mach alles bereit, wir fahren mit. Der Heinrich kann den Stall schon machen. Die Mädchen können ihm ja helfen.‘ So sind wir wirklich in die Postkutsche eingestiegen und los ging's Richtung Dielsdorf. Es war schon gschpässig, den Weg, den wir sonst immer zu Fuss gehen, so vornehm in der Kutsche zu fahren. Ich war sehr aufgeregt. Mein Mann auch, aber er hat versucht, sich nichts anmerken zu lassen.»

Anna strahlt in Erinnerung an das für sie sicher einmalige Erlebnis. Jakob will sofort wissen, was sie in Zürich gemacht hätten. «Um 9 Uhr sind wir dort angekommen. Wir sind der Limmat

entlang spaziert bis zum Fraumünster. Der Turm dieser Kirche war nämlich Vorbild für unsern Niederweningen Kirchturm. Am besten hat mir gefallen, dem See entlang zu spazieren. Als wir dort waren, kam eines der neuen Dampfschiffe angefahren. Die hatten keine Ruder und keine Segel, aber aus dem Kamin kam eine grosse Rauchwolke, wie jetzt bei den Lokomotiven der Eisenbahn. Später sind wir auch noch eingekehrt. Erst um 4 Uhr mussten wir in die Postkutsche einsteigen und sind um 7 Uhr zu Hause gewesen. Das war ein sehr schöner Tag und erst noch ein Werktag!»

«Mit der Eisenbahn hat dann schon eine andere Zeit begonnen», holt Johann Emil die Tischrunde in seine Gegenwart zurück. «Man hat sie ja nicht wegen der Vergnügungsfahrten gebaut. Als sie endlich nach langem Hin und Her 1891 bis ins Dorf Niederweningen verlängert wurde, konnte man alle Güter verladen. Da waren die mühsamen Transporte mit Pferde- oder Ochsespannen vorbei. Auch das Vieh konnte man verladen, wenn einem die Transportkosten nicht zu hoch waren. Besonders gelegen kam die Bahn natürlich dem Bucher-Manz



Portland-Cement AG  
Lägern: Verladestation  
der Seilbahn in Nieder-  
weningen.

Johann für den Transport der Erzeugnisse seiner Maschinenfabrik in der Murzlen. Und dann erst die Portland-Cement Fabrik bei der Gipsgrube in Ehrendingen!

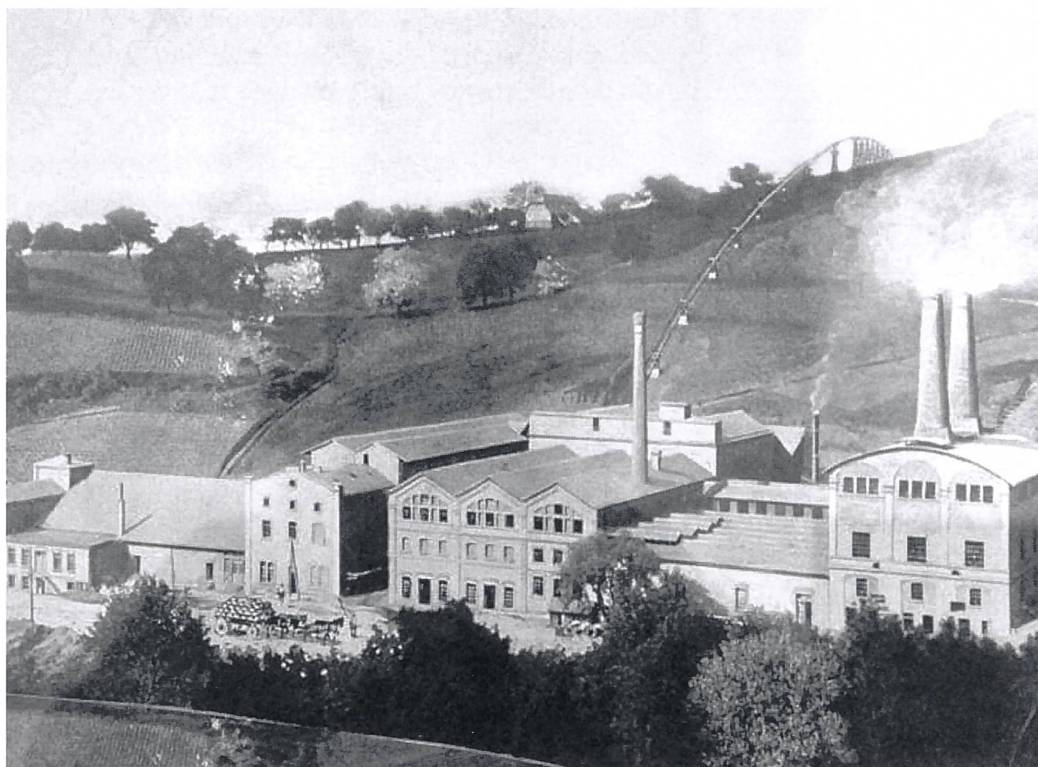
Die bauten sogar eine Luftseilbahn von ihrer Fabrik zum Niederweningen Bahnhof. In grossen Kübeln beförderten sie Kohle zum Heizen der Zementöfen zur Fabrik und auf dem Rückweg den Zement und Kalk zum Verladen auf die Bahn.» «Ich wäre so gerne einmal in einem der Kübel mitgefahren», wirft Jakob ein. «Aber sie sagten, das sei verboten, es sei viel zu gefährlich. Ich hatte aber keine Angst. Ich hätte schon aufgepasst.»

«Lange hat die Herrlichkeit ja auch nicht gedauert», übergeht Johann Emil Jakobs Einwurf. «Die Fabrik ging 1902 bankrott und wurde von den viel grösseren Jura-Zementfabriken in Wildegg aufgekauft. Die Masten der Seilbahn haben sie nach und nach abgebrochen und die Fabrikgebäude gesprengt.

Im Jänner 1900 hätten mein Bruder Heinrich und ich ihnen beinahe das alleinige Wasserrecht auf der Bergwiesen und in der Hangeten am Lägern für 400 Franken verkauft. Der Vertrag hätte der Port-

land-Cement AG das Recht gegeben, sämtliches Wasser kunstgerecht zu fassen und beliebig nach ihrem Fabriketablisement zu leiten. Wir hätten ihnen das Land, das zur Erstellung der Brunnenstufen und deren Wartung nötig war, zum ausschliesslichen Eigentum abgetreten. Der Handel ist aber nicht zu Stande gekommen, denn schon da ging es der Firma nicht mehr so gut.

Auf dem Land, welches wir vom Müller Meier von Oberehrendingen im April 1906 kauften, stand noch einer der Luftseilbahn Pfeiler. Im Kaufbrief war eine Grunddienstbarkeit festgelegt, nach der die Portland-Cement AG jederzeit ein Wegrecht zum Mast hatte. Da er ohnehin bald abgebrochen wurde, hatte die Klausel keine Bedeutung mehr für uns.»



Die Fabrik der Portland-Cement AG mit der Seilbahn, die über den Birchwald bis zur Bahnstation Niederweningen Dorf führte. Alle Gebäude, ausser dem ganz links, wurden 1909 von einer Sappeur-Kompagnie gesprengt.

# Familienalltag im Guggach

Während der Erzählung von Johann Emil sind die Tassen und auch der Kaffeekrug auf dem Tisch leer geworden und ich gehe neuen Kaffee aufbrühen. Bis das Wasser kocht, beginne ich mit dem Abwasch. Barbara kommt nach und fängt sofort an, das Geschirr abzutrocknen. Dabei kommen wir ganz zwanglos ins Gespräch.

Schon immer habe ich mich gefragt, wie es wohl für Barbara war, ihren Cousin Heinrich, einen Witwer mit vier Kindern zwischen sieben und elf Jahren zu heiraten, damals als sie 33 war. So spreche ich sie darauf an. Sie erzählt, dass er allein mit vier Kindern natürlich Hilfe gebraucht habe. Der Jakobi war ja erst fünf, als die Mutter starb. So sei sie kurz nach dem Tod seiner Frau Margaretha ins Guggach gezogen. Ihr uneheliches Töchterchen Emilie, das ja schon sieben gewesen sei, habe sie bei ihren Eltern lassen können. Jaja, es sei nicht gerade einfach gewesen, aber arbeiten hätte sie ja gekonnt, und die Mädchen, die Vrene und die Elise, seien schon acht und neun gewesen und hätten ganz ordentlich mithelfen können.

«Der Heinrich ist ja kein Leider gewesen und als ich dann schwanger wurde, haben wir im August 1868 eben geheiratet. Im Februar 69 hab ich den Johann Emil bekommen. Schon im Jahr drauf, im April, habe ich wieder geboren. Das Büblein ist aber nach 14 Tagen gestorben. Auch das nächste war zu schwach. Es hat sogar nur drei Tage gelebt und ist vor dem Silvester 72 gestorben. Ich erinnere mich gut. Es ist am 2. Weihnachtstag zu Welt gekommen. Beide Knäblein haben's nicht einmal bis zur Taufe geschafft.»

«Zwei Jahre drauf hast du noch die Anna bekommen. Da hattet ihr mit sechs Kindern schon eine rechte Schar!» «Ja, der Tisch war ziemlich voll. Die Vrene ist zwar nicht mehr zu Hause gewesen. Ihre Grossmutter, die Mutter von Heinrichs erster Frau,

der Margaretha, ist im Zweiundsiebzi gestorben. Der Grossvater Bürchler und der Onkel Jakob, Vrenes Götti, waren ganz allein und froh, dass sie ihnen helfen kam. Sie bewirtschafteten einen Hof in Oberurdorf. Dort hatte sie dann auch ihren späteren Mann, den Johann Frei, kennen gelernt. So wohnte sie jetzt in Oberurdorf.»

Weiter erzählt Barbara, dass die Elise aber zu Hause geblieben und für sie eine rechte Hilfe gewesen sei. Sie hätte erst 1886, mit achtundzwanzig, den neunzehn Jahre älteren Heinrich, den Sohn von Bucher Salzmanns geheiratet. Barbara und ihr Mann seien schon froh gewesen, dass die Kinder mitgeholfen hätten. Natürlich, mit dem Jakob konnte man nicht gross rechnen. Ich hätte ja gesehen, dass er nicht ganz richtig im Kopf sei. Das komme von der Fallsucht und sei mit den Jahren schlimmer geworden. Es sei wirklich ein Elend mit so einer Krankheit, und ein Mittel dagegen gebe es nicht. Von den andern Kindern sei er oft ausgelacht worden, sogar noch im Konfirmandenunterricht.

Nachdem wir den Kaffee in die Stube gebracht haben, kehren Barbara und ich nochmals in die Küche zurück um fertig aufzuräumen. Die recht schüchterne Barbara scheint es zu geniessen, dass ich ihr zuhöre, wenn sie von früher erzählt. So wage ich auch, sie zu fragen, wie sie die Zeit nach dem Tod ihres Mannes erlebt habe. Witwen und unmündige Kinder wurden damals nach dem Tode des Hausvorstandes bevormundet. Als Vormund für die Witwe Barbara, die noch unmündige Tochter Anna und den «geisteskranken» Jakob (wie er in der Zusammenstellung des Inventars vom Gemeinderat bezeichnet wird) wurde Heinrich Meier, Barbaras Stiefsohn aus der ersten Ehe ihres Mannes, ernannt. Auf meine Frage, ob das für sie nicht erniedrigend gewesen sei, schaut mich Barbara erstaunt an: «Es war einfach so.»



Beim Mähen am Gürtel getragenes Gefäss aus Kuhhorn oder Holz. Es wurde halb mit Wasser gefüllt und darin der Wetzstein mitgetragen. Daneben Garbenseile.

Viel Arbeit hätte das Inventar gegeben, das sie deswegen machen mussten. Alles was es in Haus und Hof gab, musste aufgelistet werden und auch aller Grund und Boden, alle Äcker, alle Wiesen, alle Reben. «Denk dir, jede Pfanne in der Küche, ja jede Flasche, jede Gelte und alle Möbel im ganzen Haus.

Am schwierigsten fand ich, dass für alles ein Preis eingesetzt werden musste. Die meisten Sachen waren ja nicht mehr neu. Beim Vieh im Stall war's einfacher, da kannte man den ungefähren Marktpreis. Eine jüngere Kuh galt etwa 250 Franken. Aber sag mir: Was kostet ein altes Spinnrad oder der Tisch in der Stube? Ich glaub, der ist schon über 100 Jahre alt. Er ist zwar noch ziemlich gut. Wir haben dafür 3 Franken und für die doppelschläfigen Betten mit Laubsack, Pfulmen und Federbetten samt Bezügen und Leintüchern 15 bis 25 Franken, je nach Zustand, eingesetzt.»

Ich traue mich gar nicht, Barbara zu sagen, wie viel heute für Antiquitäten, wie ihr Spinnrad oder den Tisch, bezahlt würden. Wenn auch eine Kuh jetzt zehnmal mehr kostet, so wäre es für den Tisch 1000 Mal mehr.

«Waren wir froh, als wir das fertige Inventar Anfang Mai endlich unterzeichnen konnten zusammen mit dem Vizepräsi, dem Weidmann Theophil und dem Gemeindeschreiber Kofel. Im Oktober hätten der Heinrich und ich nochmals vor dem Gemeinderat erscheinen sollen wegen der Abnahme des Inventars. Wir haben uns aber entschuldigen lassen. Wir hatten ja nichts mehr hinzuzufügen. Die Gemeinde hat alles ganz genau genommen.

Wahrscheinlich weil der Heinrich Vormund war. Ich musste noch Ende 1897 unterschreiben, dass ich von Martini 1895 bis 31. Christmonat 1897 vom Heinrich 1110 Franken für die Haushaltungsauslagen erhalten habe.»

Kopfschüttelnd über so viel Genauigkeit versorgt Barbara das Geschirr im Küchenbuffet und fährt dabei fort: «Zwei Jahre nach Vaters Tod hat der Heinrich dann Schellenbergs Verena geheiratet. Eine Frau mehr im Haushalt war schon gut. Arbeit gab's ja genug. Wir haben in diesem Jahr mehr Flachs angebaut als sonst, denn die Anna war schon 22 und brauchte noch einiges für ihre Aussteuer. Flachs gibt mächtig viel Arbeit bis man das gespon-



Inventur: Alles was es in Haus und Hof gab, musste aufgelistet werden.

nene Garn dem Weber bringen kann.» (Näheres dazu im 35. Jahrheft des ZUMV.)

In diesem Moment erscheint Johann Emil, mein «Schwiegergrossvater», in der Küche. «Was macht ihr eigentlich hier so lange? Ja, natürlich schwatzen. Kommt doch endlich wieder in die Stube!» Wir folgen ihm und ich stelle überrascht fest, dass der Platz vom alten Rudolf leer ist. Hat er sich wohl in der Nebenkammer hingelegt? Nein, dort ist er nicht. Wäre er an uns vorbei durch die Küche gegangen, hätten wir ihn sehen müssen. Ist er wohl auf die gleiche Art verschwunden, wie er gekommen ist?

«Ihr habt grad von der Anna gesprochen», schreckt mich Johann Emil aus meinen Gedanken auf. Ich entgegne, dass Barbara mir vom grossen Arbeitsaufwand beim Flachsanbau erzählt habe, und dass Anna noch Leinen für ihre Aussteuer gebraucht hätte. «Für eine Aussteuer hat sie ja dann nicht so schnell Verwendung gehabt», wirft Johann Emil mit einem freudlosen Lachen ein.

«Damals im Sommer ist uns aufgefallen, dass die Anna nicht so richtig zweg war», erklärt Barbara, «und das bei der vielen Arbeit, die wir hatten! Im

Herbst haben wir dann gemerkt warum. Sie war in anderen Umständen. Am Stephanstag ist die kleine Anna zur Welt gekommen.» Ein wenig befangen schweigen meine Gäste. «Aber das Anneli ist eine ganz liebe, ich mag sie», unterbricht Jakob die Stille. «Da hast du Recht. Ich mag sie auch», unterstütze ich ihn. Wohl habe ich sie nur als alte Frau gekannt, aber sie geschätzt als gütige, warmherzige und mütterliche Freundin. Da geht mir durch den Kopf: In ihrer Backmulde mit Jahrzahl 1911 kneten wir noch immer unsern Brotteig.

Die Spannung unter den Anwesenden hat sich durch Jakobs Einwurf gelöst. Barbara erzählt mir, dass ihre Tochter Anna nicht sagen wollte, wer der Vater der Kleinen war. Sie hätte sich bald eine Stelle auswärts gesucht, um dem Gerede zu entgehen. Die kleine Anna sei dann eben bei ihnen im Guglach aufgewachsen.

Die Anna sei natürlich auch selber schuld gewesen, meint Johann Emil. Aber einer, der einem Mädchen ein Kind mache und es dann sitzen lasse, sei ohnehin ein Halunke und es sei sicher besser gewesen, dass sie ihn nicht geheiratet habe. Mit dem Stierli Fritz, der sie später genommen habe, sei sie besser

Jah. fünf<sup>ter</sup> Untergangpunkt besagten Jahr, vom  
November hinf. Monat zur Aufhebung der  
unvermeidlichen Verpflichtungen  
von Monat. 1898. bis 31. Aug. 1899. an Summ  
Frb. = 1110. (fünftausendhundertundzweif. Frb.)  
erfüllt zu haben  
H. Bly. d. 31. XII. 99.  
In Wissen:  
Barbara Minna.

Haushaltsgeldbestätigung (1895).

versehen gewesen.

Die alte Anna, Barbaras Schwiegermutter, hat sich beim ganzen Gespräch nicht geäussert. Sie erhebt sich nun, stellt die Kaffeetassen zusammen und sagt: «Ich stell die schon mal in die Küche.» Als ich ihr kurz darauf folge, stehen die Tassen zwar gespült auf dem Tropfbrett, Anna aber sehe ich nirgends. Ich schaue nach draussen, doch auch auf dem Hofplatz ist sie nicht. Anscheinend ist sie verschwunden wie vorher der Rudolf.

Als ich zurück in die Stube komme, scheinen Barbara und ihr Sohn nicht gleicher Meinung zu sein. Johann Emil sagt gerade: «Du kannst nicht sagen, dass dir die Frau meines Bruders eine grosse Hilfe gewesen sei. Die hatte immer irgendwelche Gebrechen, und Kinder hat sie auch keine gekriegt.» «Dafür konnte die Vrene doch nichts», verteidigt Barbara ihre Stief-Schwiegertochter, «sie war halt nicht so eine Starke.»

«Da war meine Bertha ganz anders, die war von früh bis spät fleissig.» «Du hast schon recht. Die Bertha war sehr gschaffig. Schön war es für mich, Enkelkinder zu bekommen, das Bertheli und den Emil. Die kleine Anna hat sich auch gefreut. Ob-

wohl sie erst fünf war, konnte man sie schon gut gebrauchen, um die Kleinen zu hüten.» Wie von einem kurzen Sonnenstrahl gestreift, mildert die Erinnerung Barbaras herbe Züge.

«Mutter, du hast doch gesagt, wir wollen noch schauen, ob's schon reife Zwetschgen hat», unterbricht Jakob die eingetretene Stille. Barbara scheint von weit her zurückzukommen: «Ja, so komm halt!», erhebt sich und geht mit Jakob hinaus.

Johann Emil ist noch ganz in Gedanken versunken. Doch dann beginnt er zu erzählen. Von der Hochzeit an seinem 30. Geburtstag mit der 21-jährigen Bertha. Sie hätten warten müssen, bis sie volljährig gewesen sei. Die Bertha sei in Sünikon in Stellung gewesen, hätte aber in Niederweningen den Konfirmandenunterricht besucht. So ein anständiges und hübsches Mädchen sei sie gewesen.

Traumverloren verstummt Johann Emil wieder. Nach einer langen Pause erzählt er, wie die ersten zwei Kinder geboren wurden. Das dritte, im Jänner 1904, ein Büblein, kam tot zur Welt. Aber ein Jahr drauf die Elise und 1906 der Heiri. Die Geburten waren gut gegangen und die Mutter bald wieder auf den Beinen. Sieben Jahre später, 1913, man



Bild links: Anna Meier mit ihrer Tochter Anna.

Bild rechts: Johann Emil Meier.

hatte kaum mehr mit Kindersegen gerechnet, wurde Bertha wieder schwanger.

«Und dann, eine Woche vor Weihnachten war's, kam Bertha in die Wehen. Sie sagte zwar, das Bauchweh sei anders, anhaltend, nicht schubweise. Aber Geburten sind ja nicht immer gleich. Es hat sehr lange gedauert. Sie klagte über immer stärkere Schmerzen und doch ging es nicht vorwärts. Wir haben dann den Doktor geholt, aber es war schon zu spät. Meine Bertha ist am 18. Christmonat gestorben. Der Doktor hat nachher festgestellt, dass sie gar nicht in den Wehen war, sondern eine schlimme Blinddarmentzündung zu ihrem Tode geführt hatte. Du kannst dir denken, die Weihnacht in diesem Jahr war ein sehr trauriges Fest.»

Ja, das muss eine schlimme Zeit gewesen sein. Vier Kinder, Bertha 12, Emil 11, Elise 8 und Heinrich 7 Jahre alt, ohne Mutter. Es blieb Johann Emil nichts anderes übrig, als die 17-jährige Nichte Anna von ihrer ersten Haushaltstelle, die sie nach ihrer Konfirmation angetreten hatte, zurückzurufen, denn die Grossmutter, Johann Emils Mutter Anna

Barbara, war schon 1903 gestorben. Das junge Mädchen vertrat nun Mutterstelle an den vier Kindern, was natürlich nicht einfach war, wie sie mir selber erzählt hat. Aber mein Schwiegervater, der Emil, war ihr sehr zugetan und hielt noch in hohem Alter grosse Stücke auf sie.

«Irgendwie musste es ja weitergehen. Die Anna hat ihre Sache gut gemacht, und die Bertha und der Emil konnten auch schon mithelfen. Mein Bruder Heiri und ich haben den Betrieb wie bisher weiter gemeinsam geführt. 1922 hat er ihn mir ganz übergeben und hat einfach, soweit er mochte, noch mitgeholfen.» Johann Emil schaut aus dem Fenster und gibt sich einen Ruck: «Ich glaub, es ist Zeit, dass ich in den Stall gehe. Die Kühe mögen es nicht, wenn sie warten müssen.» Er steht auf und geht hinaus.

Ich bleibe am Tisch sitzen. Alle meine Gäste sind weg. Nur noch ein paar Guetzlikrumen sind liegen geblieben. Es ist mir, als käme ich von einer langen Reise zurück. Der Tisch steht in meiner Stube im Birchwald und schon viele, viele Jahre nicht mehr im alten Haus im Guggach.



Sind die Krümel hier von unserer letzten Mahlzeit im Birchwald, oder doch von meinen fünf Gästen?

# Bildnachweis

<b>Seite</b>		<b>Quelle</b>
1	Guggach	Vreni Meier, Acrylbild
	Die Lage des Guggachhofs (Karte)	Bundesamt für Landestopografie
3	Die Autorin des Heftes	Christian Meier
4	Kaufbrief	Vreni Meier
5	Vater, Mutter, Sohn Bruno	Foto aus Familienbesitz
6	Tisch	Vreni Meier
7	Alte Porträts	Foto aus Familienbesitz
8	Kachelofen im Guggach	Urs Roos
9	Theilbrief	Vreni Meier
11	Johann Emil Meier	Foto aus Familienbesitz, von einem Reporter des «Gelben Hefts» fotografiert
12/13/14	Originalzeichnungen Transport der Schatztruhen	«Niederweningen von den Anfängen bis zur Gegenwart», Dr. Alfred Häberle («Gemeindechronik» 1992)
15	Freiheitslinde Sünikon	Historische Wochenschau 1998, «150 Jahre Bundesstaat». Foto: Verena Eggmann, Internat. Baumarchiv Winterthur
16/17	Tafelrunde	Orientierungshilfe, erstellt von Vreni Meier
18	Schulhaus, erbaut 1844	Gemeindechronik
19	Bahnhof Baden 1850	Internet: Schweiz. Gesellschaft für Kulturgüterschutz
20	Dreispannige Postkutsche	Aus 'Regans Zunftblatt 1965', Bild im Museum für Kommunikation Bern
21	Bahnhofgebäude Niederweningen	Gemeindechronik
22	Portland Cement Verladestation	«Zürcher Unterländer» aus Gemeindearchiv Ehrendingen
23	Portland Cementfabrik	«Zürcher Unterländer» aus Gemeindearchiv Ehrendingen
24/25	Inventur-Gegenstände	Vreni Meier
26	Haushaltsgeldbestätigung	Vreni Meier
27	Anna Meier mit Tochter Anna.	Foto aus Familienbesitz
	Johann Emil Meier	Foto aus Familienbesitz
28	Tisch	Vreni Meier
29	Guggachhof	Christian Meier



Der Guggachhof 2017.  
Gemütliches Zuhause  
der Familie Roos.